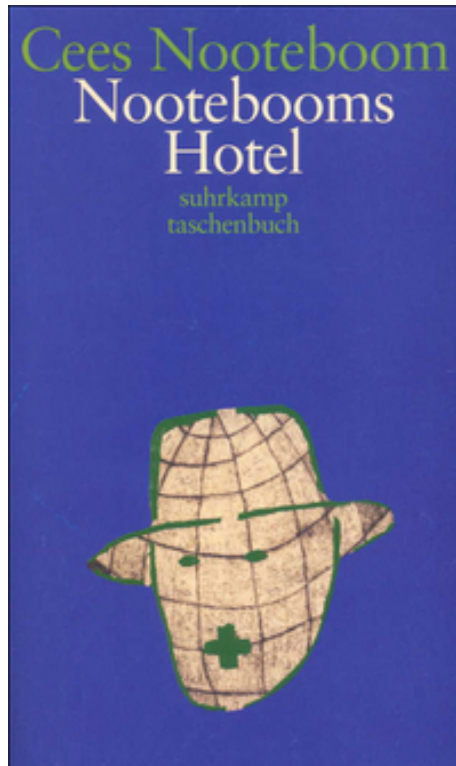


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nootaboomb, Cees
Nootabooms Hotel

Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3387
978-3-518-39887-6

suhrkamp taschenbuch 3387

Nootabooms Hotel hat viele Zimmer – eines im Ang's Hotel in Brunei und eines im Dateline Hotel in Nukualofa auf Tonga, eines im Tí Eithne auf Inishmore und eines im Aggie Grey's Hotel auf Samoa.

Was auf den Reisen dieses Schriftstellers geschieht und was er notierend festhält, ist: Blick *in* die Welt, auf Geschichten, Bilder und Natur, auf Menschen, die, alle auf ihre eigene Weise, bemerkenswerte Gestalten sind; sie finden im Kosmos eines einzigartigen Beobachters Platz und treten durch ihn vor die Augen seiner Leser. Ob Nootaboomb von seinen Begegnungen mit Bruce Chatwin, Mary McCarthy und Umberto Eco erzählt, ob er mit einem alten Kahn durch Gambia tuckert, mit Fellini durch Rom geht oder Patres in Peru und Bolivien besucht, ob er über Frida Kahlo oder Vermeer schreibt, über Fotografie und Literatur oder ob er unterwegs ist nach Piemont, in die Sahara oder, gleich um die Ecke, zum Schloß Groeneveld – immer sind hier, in jeden Text, 40 Jahre Reise-, Seh-, Denk- und Schreibarbeit eines modernen Nomaden eingeflossen.

Cees Nootaboomb, geboren 1933 in Den Haag, lebt in Amsterdam und auf Menorca.

Cees Nooteboom
Nootebooms Hotel

Aus dem Niederländischen von
Helga van Beuningen

Suhrkamp

Umschlagabbildung:
Max Neumann, Tempera auf Papier, 26,3 x 20,7, 1998

suhrkamp taschenbuch 3387

Erste Auflage 2002

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

1 2 3 4 5 6 - 07 06 05 04 03 02

Nootebooms Hotel



Im Auge des Sturms

»Der Ursprung des Daseins ist die Bewegung. Folglich kann es darin keine Bewegungslosigkeit geben, denn wäre das Dasein bewegungslos, so würde es zu seinem Ursprung zurückkehren, und der ist das Nichts. Deshalb nimmt das Reisen nie ein Ende, nicht in der höheren und auch nicht in der niederen Welt.« Diese Worte des arabischen Philosophen Ibn Al Arabi (1165-1240) finden sich in seinem ausführlichen Traktat über das Reisen, dem Kitâb Al-Isfâr, zu deutsch: Das Buch der Entschleierung der Auswirkungen des Reisens – einer mystischen und tief religiösen Abhandlung, in der alles, Gott, das Universum, die Seele, im Zeichen der Bewegung steht, einer Bewegung, die das gesamte Buch hindurch stets nur als *Reise* bezeichnet wird. Ich bin kein gläubiger Muslim, ich habe mir das Buch irgendwann einmal in Paris gekauft, weil das Wort *voyage*, auf arabisch *safar*, Plural *asfâr*, darin vorkam, weil es eine zweisprachige Ausgabe war und ich die arabische Schrift so schön finde, und auch, weil mir schon beim flüchtigen Hineinschauen in jenem Pariser Buchladen ein paar Dinge auffielen, die jeden wirklichen Reisenden beschäftigen, mag er nun im 12. oder

im 20. Jahrhundert leben. Der Übersetzer, Denis Gril, von dem auch die Einführung stammt, schreibt, daß er das Wort *Auswirkungen* auch mit *Früchte* hätte übersetzen können – einerseits, um das positive Resultat des Reisens hervorzuheben, andererseits aber auch, weil das arabische Wort *natâ'ij* von seiner etymologischen Wurzel her den Gedanken an *Gebären* wachruft, was wiederum auf die geistigen, spirituellen Früchte des Unterwegsseins verweist: Eine Reise, heißt es im Text, nennt man Reise, weil sie den Charakter der Menschen offenbart oder, wenn man es einfacher ausdrücken will für denjenigen, der allein reist: Auf Reisen lernt man sich selbst kennen.

In dieser Einführung fällt aber auch noch ein anderes Wort, das möglicherweise mit meiner Faszination für Santiago de Compostela zusammenhängt: *siyâha*, Pilgerfahrt. Sie wird so definiert: »Parcourir la terre pour pratiquer la méditation – *i'tibâr* – et se rapprocher de Dieu«, in der Welt herumreisen und meditieren und Gott näherkommen. Letzteres wäre für mich eine Präention, wenn ich hier allerdings das Wort Gott durch Rätsel ersetze, wage ich es zu unterschreiben.

Wie entwickelt sich so etwas? Eines Tages, und ich weiß, wie romantisch und altmodisch das klingt, aber in meinem Leben hat es sich so abgespielt, habe ich einen Rucksack gepackt, Abschied von meiner Mutter und den Zug nach Breda genommen und mich eine Stunde später – jeder weiß, wie groß die Niederlande sind – an der belgischen Grenze an den Straßenrand gestellt und den Daumen hochgestreckt; und damit habe ich eigentlich nie mehr aufgehört. Jeder meditative Gedanke, jede metaphysische Präention war mir in diesem Augenblick sehr fern, diese Dinge kommen erst später, im Grunde ist es wie bei der Gebetsmühle der Tibeter: Die Bewegung geht dem Gedanken voraus. Anders ausgedrückt: Ich habe nie mehr aufgehört, mich zu bewegen, und nach und nach habe ich angefangen, dabei zu denken, und wenn man will, dann darf man dieses Denken Meditieren nennen.

Ich möchte mich hier nicht ausführlich über die Essenz des Reisens verbreiten, doch zwei Dinge sind mir wichtig: Wer ständig reist, ist stets irgendwo anders – das gilt für einen selbst – und damit stets abwesend – das gilt für die anderen, die Freunde; denn für sich selbst ist man zwar »irgendwo anders« und damit auch irgendwo *nicht*, aber man ist auch ständig und immer irgendwo, nämlich bei sich selbst. So einfach das auch klingen mag – es dauert lange, bis man es ganz begreift. Denn da sind immer die anderen, die mit ihrem Unverständnis an einen herantreten. Ich weiß nicht, wie oft ich mir schon Pascals Diktum »Das Unglück in der Welt kommt daher, daß die Menschen es keine vierundzwanzig Stunden in ein und demselben Raum aushalten« habe anhören müssen, bis mir langsam klar wurde, daß im Grunde ich es war, der immer zu Hause war, das heißt: bei mir selbst. Doch dieses reisende Selbst wurde immer wieder mit den Fragen der Daheimgebliebenen konfrontiert, wobei eine Frage bei jedem Interview zwanghaft wiederkehrte, und zwar so oft, daß ich nicht mehr weiß, wie viele Antworten ich dazu erlogen habe: »Warum reisen Sie, warum reisen Sie soviel?«, und dann, beschuldigend: »Ist das eine Flucht?«, womit dann gemeint wurde und wird: eine Flucht vor sich selbst, wobei ich dann wiederum ein dämonisches, pathetisches, zerrissenes Selbst sehe, das mich ständig von neuem in die Wüste oder aufs Meer hinausjagt, denn die wirkliche Antwort, die etwas mit Lernen und Meditieren, mit Neugier und Perplexität zu tun hat, ist nicht spektakulär genug.

1993 schrieb ich ein Vorwort zu einem kleinen Buch mit dem Titel *De koning van Suriname* (»Der König von Surinam«). Es versammelt meine allerersten, in den fünfziger Jahren geschriebenen Reisegeschichten, die entstanden sind, als ich als Matrose nach Surinam fuhr. Darin heißt es:

»Auch Reisen ist etwas, was man lernen muß, es ist eine fortwährende Interaktion mit anderen, bei der man gleich-

zeitig allein ist. Darin liegt auch das Paradox: Man reist allein in einer Welt, die von anderen gemanagt wird. Sie sind diejenigen, denen die Pension gehört, in der du ein Zimmer möchtest, die entscheiden, ob für dich noch Platz in dem Flugzeug ist, das nur einmal in der Woche geht, sie sind diejenigen, die ärmer sind und an dir etwas verdienen können, sie sind diejenigen, die mächtiger sind, weil sie dir einen Stempel oder ein Papier verweigern können, sie sprechen Sprachen, die du nicht verstehst, sie stehen neben dir auf einer Fähre und sitzen neben dir im Bus, sie verkaufen dir etwas zu essen auf dem Markt und schicken dich in die richtige oder die falsche Richtung, manchmal sind sie gefährlich, meist jedoch nicht, und das alles mußt du lernen: was du tun mußt, was du nicht tun darfst und was du unter keinen Umständen tun darfst; du mußt lernen, mit ihrer Betrunkenheit umzugehen und mit deiner eigenen, du mußt in der Lage sein, eine Geste und einen Augenaufschlag zu erkennen, denn so allein du auch reist, du wirst immer von anderen umgeben sein; von ihren Blicken, ihrer Annäherung, ihrer Verachtung, ihrer Erwartung, und überall ist es anders, und nirgendwo so, wie du es gewöhnt warst in dem Land, aus dem du kommst. Dieses langsame Erlernen dessen, was ich später einmal in Birma und Mali, in Persien und in Peru brauchen sollte, hat da begonnen, und auch das wußte ich damals noch nicht. Ich war zu sehr damit beschäftigt, mich in der Flut der Eindrücke zu behaupten, ich hatte keine Zeit, um über mich nachzudenken, ich reiste und schrieb wie einer, der noch nicht reisen und schreiben konnte. Nur schauen konnte ich bereits, und ich versuchte, das Gesehene mit Worten zu umkreisen, ich hatte keine Theorien über die Welt, an denen ich die verwirrende Wirklichkeit, die ich um mich herum sah, überprüfen konnte, und all das, was ich noch nicht konnte, tritt in diesen Geschichten deutlich zutage.«

Vielleicht ist es so, daß der wahre Reisende sich stets im Auge des Sturms befindet. Der Sturm ist die Welt, das Auge ist das, womit er die Welt betrachtet. Aus der Meteorologie wissen wir, daß es in diesem Auge ruhig ist, vielleicht so ruhig wie in einer Mönchszelle. Wer lernt, mit diesem Auge zu schauen, lernt vielleicht auch, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, und sei es nur, weil er sieht, worin sich Dinge und Menschen unterscheiden und worin sie sich gleichen. Baudelaire hat geschrieben, daß Reisende fortgehen, um fortzugehen, und er hat auch über die falschen Vorstellungen geschrieben, die sie sich bei diesem Fortgehen machen, sowie über das »bittere Wissen«, das ihnen von ihren Reisen bleibt, über »die kleine, eintönige Welt, die uns gestern, heute, morgen ein Bild unserer selbst vor Augen hält: eine Oase des Schreckens in einer Wüste der Langeweile«. Doch wenn man es so sehen will, dann ist vielleicht gerade jener, der daheim bleibt in der vertrauten Anekdote des täglichen Lebens, derjenige, der flüchtet, weil er dieses bittere Wissen nicht ertragen kann. Mir kommt es nicht darauf an, wer hier der Held ist, sondern wer das tut, was seine Seele ihm aufträgt – um welchen Preis auch immer.

Irgendwann einmal, als ich noch nicht wissen konnte, was ich jetzt weiß, habe ich mich für die Bewegung entschieden, und später, als ich mehr wußte, habe ich begriffen, daß ich in dieser Bewegung die Ruhe finden konnte, die man fürs Schreiben braucht, daß Bewegung und Ruhe einander in einer Einheit der Gegensätze im Gleichgewicht halten, daß die Welt mit all ihrem Drama und ihrer närrischen Schönheit und ihrem atemberaubenden Wirbel von Ländern, Menschen und Geschichte selbst eine Reisende ist in einem ständig reisenden Universum, eine Reisende auf dem Weg zu neuen Reisen, oder, wie Ibn Al Arabi sagt: »Sobald du ein Haus siehst, sagst du, hier will ich bleiben, aber kaum bist du dort angekommen, hast du es schon wieder verlassen, um dich auf den Weg zu machen.« Über den Weg als

Schicksal, Berufung oder Verlockung habe ich einmal ein Gedicht¹ geschrieben, das versucht, diese ewige zyklische Bewegung wiederzugeben. Es heißt daher auch

Weg

Ich bin der Weg.

Ich ziele wie ein Pfeil
auf die Ferne,
aber in der Ferne
bin ich
weg.

Wenn du mir folgst,
hierher, dorthin, hierher,
findest du hin,
wie auch immer.

Weg ist weg.

1 Deutsch von Ard Posthuma

Zeitreisen I

Als die Welt noch eine Narrenkappe trug

»Aber wie komme ich denn dorthin?«

»Wenn du bei Tagesanbruch aus dieser Bucht hinausfährst und dann, immer an der Küste entlang, auf das Licht der aufgehenden Sonne zuhältst, wirst du unseren Hafen schon bald nicht mehr sehen. Der Berg, den du dort hinter den Hügeln siehst, wird nicht wesentlich näher rücken, laß dich dadurch nicht verwirren. Du bleibst so dicht an der Küste, wie es nur geht, und nutzt den Wind, der in dieser Jahreszeit meist von Süden weht. Irgendwann kommst du dann zu Felsen, die aussehen wie eine Herde dicht zusammengedrängter Rinder. Von dort fährst du ...«

Die erste Karte muß eine Karte in Worten gewesen sein.

Die zweite wurde in Sand gezeichnet oder in einen Felsen geritzt.

»Ich versteh's nicht.«

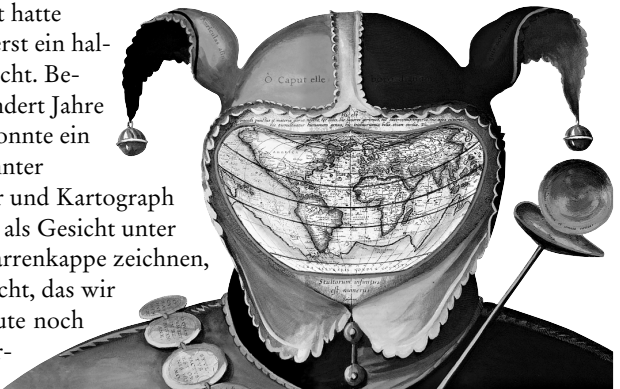
»Ich zeichne es dir auf.«

So war es natürlich nicht, aber vielleicht war es so. Eine bizarre Linie, mit einem Stock in den feuchten Sand gezogen, und Worte, die die Zeichnung begleiteten, Worte, die für Klippen, Sterne, Riffe, Ankergründe, Strömungen standen, die sagten, was das Verhalten von Vögeln bedeuten konnte, was die Farbe des Wassers über die Nähe eines Flusses zu erzählen hatte, Worte, die durch die Jahrhunderte hindurch in Häfen und auf Schiffen wiederholt wurden. Sie begleiteten das von Ängsten erfüllte Abenteuer von Männern, die sich immer weiter von ihrer eigenen Küste entfernten, die auf das dunkle Loch des Unbekannten zufuhren und mit neuen Karten aus Sprache, aufgezeichnet im Buch ihrer Erinnerung, zurückkehrten – falls sie zurückkehrten. Die errechnete Entfernung, der gefährliche Sturmwind, die Position der ewigen Sterne, der tröstende Windschatten und der gefräßige Strudel, bis zu dieser Zeit sind die mündlich überlieferten Karten so bildhaft, daß Segler die Irrfahrten

des Odysseus auf ihnen wiederfinden können. Noch war die Welt nicht in diesem Spinnennetz aus Längen- und Breitengraden gefangen, eingeschnürt in die hauchdünnen, schnurgeraden Linien, die mit der Unerbittlichkeit der Geometrie über die unberechenbaren Meere liefen. Wo die Küste nirgends mehr zu sehen war, wo die Unendlichkeit des Himmels sich in der Unendlichkeit des Meeres spiegelte, dort begann das Gebiet, wo man von der Welt herunterfallen konnte, ein leerer Raum, in dem noch nie einer gewesen war.

Vor einigen Jahren stand ich am westlichsten Punkt der Insel Hierro, der westlichsten der Kanarischen Inseln, einst der am weitesten entfernte Punkt der bekannten Welt, bis Kolumbus auf der Suche nach Asien in die Unendlichkeit fuhr. Die Spanier haben dort, sehr auf Effekt bedacht, ein riesiges Kreuz aufgestellt, und als ich dort stand, tat die Natur noch das ihre und malte einen blutigen Sonnenuntergang mit einem Raben auf dem rechten Querbalken. In der Ferne fuhr ein kleines Fischerboot, und ich erinnere mich an ein unbestimmtes Gefühl der Rührung, vielleicht wegen des kleinen Schiffs in dieser großen Leere, vielleicht aber auch, weil von diesen Inseln aus Kolumbus ins Unbekannte aufgebrochen war.

Die Welt hatte damals erst ein halbes Gesicht. Bereits hundert Jahre später konnte ein unbekannter Künstler und Kartograph die Welt als Gesicht unter einer Narrenkappe zeichnen, ein Gesicht, das wir auch heute noch wiedererkennen.

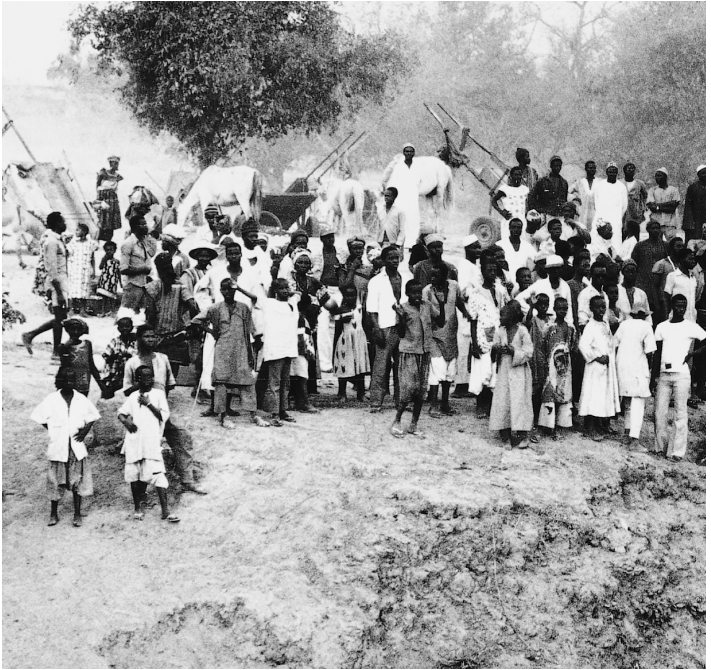


Doch für Kolumbus war die andere Hälfte dieses Gesichts noch leer. Hierro, das einmal exakt auf der senkrechten Linie liegen sollte, die sich genau in der Mitte zwischen den beiden Schellen der Narrenkappe ziehen ließ, lag damals am äußersten linken Rand seiner Karte; daneben vielleicht ein Zirkel, ein Lineal, ein Kompaß, ebenso wie man draußen das Meer sah, das noch nicht kartiert war und daher auf der 1339 entstandenen Portolankarte von Angelino Dulcert (Dolceti) aus Mallorca noch aussieht wie eine leere braune pergamentene Fläche. Wo diese Karte aufhört, brechen auch die loxodromen Linien ab, die es mit der Kaltblütigkeit der reinen Wissenschaft offenbar nicht abwarten können, in dieses dunkle Gebiet der Geschichten und Legenden vorzustoßen. Meine Rührung an diesem physischen Punkt im Raum, an dem ich damals stand, entspricht der Rührung, die ich beim Anblick jener so frühen Karte empfand, auf der die Welt noch kaum wiederzuerkennen ist. Die nördlichen Länder scheinen in einem Nebel von Vermutungen verborgen zu liegen, als sei man seit Strabos und Tacitus' bruchstückhaften Berichten über diese Gebiete nicht viel weiter gekommen. Die Küsten von Italien und Spanien sind zwar als *Form* erkennbar, doch um auf der Abbildung, die ich von dieser Karte besitze, die Namen entziffern zu können, die diese Küsten in einer filigranen Handschrift säumen, bedarf es schon einer Lupe. Das Rote Meer ist so rot wie Blut, der Rhein fließt von Böhmen aus nach Westen, bei Nubien läuft ein weißer Elefant herum – um alles zu sehen, muß man die Karte hin und her drehen. Als habe der Kartenmacher in diesem Rechteck die Rundheit der Welt zum Ausdruck bringen wollen, stehen die Namen in bezug zueinander jeweils auf dem Kopf. Eine 150 Jahre danach entstandene genuesische Karte, die den Kaiser von China verkehrt herum unter dem Gesicht dessen zeigt, was möglicherweise der Nordwind ist, macht aus der Welt ein Oval voller Fabeltiere, Bauten, Meeresungeheuer, Fürsten und rätselhafter Texte, doch gleichzeitig liegt diese so unkenntlich darge-

stellte Welt in einem sie umschließenden Ozean, der durch seine vermutete Unermeßlichkeit die Möglichkeit nahelegte, westwärts nach Asien zu fahren. Vierzig Jahre später sollte Kolumbus das tun und unterwegs auf Amerika stoßen.

Es gibt eine Erzählung von Jorge Luis Borges, die eine geradezu schwindelerregende Wendung nimmt: eine Karte, die so groß ist, daß sie sich mit dem Land selbst deckt. Da man jedoch in dem Land, in dem diese Geschichte spielt, entdeckt, daß eine solche Karte nutzlos ist, überläßt man sie »den Unbilden der Sonne und der Winter«. Was dann nach einiger Zeit von der Karte übrigbleibt, sind »zerstückelte Ruinen der Karte, behaust von Tieren und von Bettlern«. Und dennoch schimmert hinter dieser höheren Form von Wahnsinn eine sehr wesentliche Frage: Inwieweit stellt die Karte eines bestimmten Gebiets oder der Welt die Wirklichkeit dar? Im Falle dieser wunderbaren alten Dokumente der ersten großen Kartographen kennen wir mittlerweile die ernüchternde Antwort. Die Erdteile hatten in Wirklichkeit eine andere Form, die Fabeltiere, die aus dem Meer auftauchten oder in Wüsten umherliefen, gab es nicht, die Welt war ein Märchen, eine Fabel, eine Vermutung, die mit jeder nachfolgenden Karte wirklicher und damit anders wurde. Und trotzdem läßt sich der leise Verdacht der Unechtheit nie ganz ausräumen. In meiner Schule hing früher eine Karte von Niederländisch-Ostindien. Der niederländische Teil von Borneo, dem heutigen Kalimantan, war darauf tiefgrün, und ich erinnere mich, daß ich Jahre später, als mein Flugzeug über dem ach, so grünen Urwald zum Landeanflug ansetzte, das Gefühl hatte, jene alte Schulkarte flöge auf mich zu und würde dabei immer größer, so daß sie sich, als wir auf der Erde standen, im wahrsten Sinne des Wortes mit der Welt deckte. Alles stimmte, schließlich befinden wir uns im zwanzigsten Jahrhundert. Nichts war dem Zufall oder der Phantasie überlassen. Doch die Menschheit wird wohl immer Heimweh nach der Zeit haben, in der Landkarten Gemälde waren, mit Kaisern, Greifen und Einhörnern, Kar-

ten, auf denen Windrosen auf Meeren blühten, die noch kein Mensch befahren hatte, nach der Zeit, in der jedes Schiff, das in See stach, mit einer anderen Karte zurückkehrte als jener, mit der es aufgebrochen war, nach der Zeit, in der die Rätsel größer waren als ihre Lösung und die Welt sich noch mit einer Narrenkappe zeigen konnte.



Lady Wright und Sir Jawara, eine Schiffsreise auf dem Gambia

I

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen: Gambia ist ein Land und heißt so nach dem gleichnamigen Fluß. Es liegt in Afrika, aber da liegen schon so viele Länder, von denen kein Mensch gehört hat, beziehungsweise von denen keiner weiß, wo sie liegen. Dieses Land, von dem nie einer gehört hat, ist als merkwürdige, englischsprachige Enklave im Süden des französischsprachigen Senegal gefangen und wird von einem sehr breiten Fluß mit, wie üblich, zwei Ufern ge-